LENA CORINA

LUISA

OPUS DER OBSESSION

Leseprobe

Wie lange dauert es,
bis ein gebrochenes Herz wieder zu hoffen wagt,
wenn die Wahrheit weniger real erscheint
als eine Lüge?

Prolog

Mittwoch, 13. Mai 1846
Siebenundzwanzig Jahre vor dem Brand am Saunders-Hof

Dunkle Wolken hingen am Nachthimmel über Westminster und trieben eine ungewöhnliche Kälte in die Stadt. London versank in einer Finsternis, gegen die seine Gaslaternen nichts auszurichten vermochten. Und dennoch streuten sie unbeirrt ihr goldenes Licht auf das Kopfsteinpflaster vor dem Scotland Yard.

Der Haupteingang des Polizeiquartiers führte unter einem gemauerten Steinbogen hindurch, und nur die darin eingelassene Flügeltür trennte Duane noch von seinem schwer verdienten Feierabend. »Bis morgen«, rief er im Vorbeigehen der Knotenfrisur am Empfangstresen zu.

»Guten Abend, Sergeant Langden«, wünschte die allmählich ergrauende Dame mit amerikanischem Akzent so respektvoll über ihre Brillengläser hinweg wie jedes Mal, wenn er als einer der Letzten seiner Schicht den Scotland Yard verließ.

Duane richtete den Hut auf seinen widerspenstigen Locken und nickte ihr zu.

»Oh, Sergeant Langden! Beinahe wäre es mir entfallen!« Die Brille wurde von der Nase geworfen und landete in der Kette um den bis zum Kehlkopf zugeknöpften Hals, die Knotenfrisur sprang von ihrem Stuhl auf. Eilig reichte sie ihm einen dünnen Umschlag. »Eine Frau war am Nachmittag hier und hat den für Euch abgegeben.«

Duane blieb stehen und seufzte leise, ehe er sich missmutig von der Tür abwandte. Diagonal wie ein Läufer überquerte er das Schachbrett unter seinen Füßen. »Welche Frau?«

»Sie hat ihren Namen nicht genannt, Sergeant.« Als wollte sie verdeutlichen, dass er um diese Uhrzeit nicht mehr so lange fackeln sollte, lockerte sie ihren ausgestreckten Arm und hielt ihm dann den Brief erneut vor die Nase.

Unter zusammengezogenen Brauen sah Duane zu ihr hoch und nahm ihn entgegen. Er riss den Umschlag auf und las die wenigen Zeilen, die sich darin versteckt hatten.

Mon Petit, ich würde dich heute Abend gern sehen. Thomas schläft bei seinem Vater. Bisou, R-, stand dort in schnörkeliger Handschrift geschrieben.

Der finstere Ausdruck auf Duanes Gesicht lichtete sich, jedoch nicht genug, um der Knotenfrisur Anlass für unangemessene Interpretationen zu geben. Er hob die Mundwinkel zu einem kurzen, höflichen Lächeln und tippte sich im Gehen an die Krempe seines Hutes. »Ich danke Euch.«

»Natürlich, Sergeant.« Die alte Klatschtante presste unbefriedigt die schmalen Lippen aufeinander und setzte sich wieder.

Duane schlang die Finger um das kalte Metall des Türgriffs vor seinen Augen und trat ins Freie. Trotz der herzerwärmenden Nachricht, die er in die innere Brusttasche seines Mantels steckte, fröstelte er, noch ehe die Tür hinter ihm ins Schloss fiel.

Zum Glück stand seine Kutsche schon im Lichtkegel der Gaslaternen bereit. Zwar hätte er seinen üblichen Heimweg ebenso gut zu Fuß antreten können, doch am heutigen Tag hatte er zu viele Leute verhaftet, um noch am selben Abend deren Genossen in die Arme laufen zu wollen. Da ihn sein Weg nun ohnehin in eine andere Richtung führte, traf es sich ganz gut.

»Pocock Street«, rief er zum Kutscher hinauf und ergriff die Haltestangen zu beiden Seiten des Wagens, um sich auf die erste Stufe zu schwingen.

»Southwark, Sir?« Irritiert wandte sich der Fahrer, der seinen Blick sonst immer streng auf die Hintern seiner beiden Pferde gerichtet hielt, zu ihm um. »Es ist ein Mittwoch heute.«

Nun ließ Duane doch ein schiefes Grinsen zu. »Ich weiß.« Der Kutscher brummte zustimmend, und er erklomm den Rest der kurzen Treppe. Kaum hatte er die Tür hinter sich geschlossen, setzte sich das Gefährt in Bewegung.

Während vor dem Fenster die weiß verputzten Fassaden Westminsters vorbeizogen, beobachtete Duane die viel zu sichtbaren Dunstwolken, die sein Atem selbst im Inneren der Kutsche erzeugte. Er rieb die Hände aneinander und fragte sich, ob er morgen Handschuhe und Schal anziehen sollte. Obwohl dies wohl die geringste Sorge war, die der ungewöhnliche Kälteeinbruch ihm und dem Rest der britischen Bevölkerung durch die damit einhergehenden Missernten bereitete.

Die Kutsche ratterte über das Kopfsteinpflaster, vorbei an der Westminster Abbey und der Baustelle, aus der sich einmal der Clock Tower erheben sollte – jener Uhrturm, der später als Big Ben auf der ganzen Welt bekannt sein würde.

Duane zupfte ein Taschentuch hervor und hielt es sich an Mund und Nase. Mit der Überquerung der stinkenden schwarzen Bestie namens Themse ließ er Westminster hinter sich und bald auch den Gestank. Die Luft in Lambeth stellte zwar gewiss keine geringere Strapaze für die Atemwege dar, war durch den allgegenwärtigen Ruß der Fabriken aber wenigstens angenehmer zu ertragen. Mit jeder Drehung der Räder nahm der Qualm zu, und Duane meinte, er dränge bereits ins Wageninnere. Geistesabwesend packte er das Stofftuch wieder weg, auf das seine Mutter vor Jahren seine Initialen gestickt hatte – wie für jeden ihrer beiden Söhne.

Je näher er seinem Ziel kam, desto dunkler wurden die Straßen und umso dreckiger die nackten Backsteinmauern der Gebäude. Kaum eine Ecke, an der nicht jemand kauerte und um etwas Geld oder Essbares bettelte, vor allem an den Eingängen zu den Pubs.

Die Kutsche fuhr die Surrey Row an der Rückseite des eigentlichen Ziels entlang und hielt, wie abgesprochen, in der Unterführung der höhergestellten Bahngleise.

Duane zog den Kragen seines Mantels hoch und den Hut tief ins Gesicht. Im Schutz der Dunkelheit stieg er aus, drückte dem Fahrer eine Münze in die Hand und verschwand um die Ecke, wo er mit den weitläufigen Schatten zwischen den Lichtkegeln der Gaslaternen verschmolz.

In dieser Gegend hielt Duane es für klüger, sich nicht beim Verlassen einer komfortablen Kutsche erwischen zu lassen. Und sollte ihn doch jemand beobachten, würde er ihn auf seinem kleinen Umweg durch die Dunkelheit verlieren.

Glücklicherweise lungerte heute Abend noch niemand unter den Schienen, lediglich ein paar Ratten stoben quiekend auseinander, als er sich ihnen näherte. Duane schaffte es ungesehen zu dem vierstöckigen Backsteinhaus, das eine durchgehende rotbraune Mauer mit seinen Nachbarn bildete, und erklomm die Treppen in seinem muffigen Inneren bis in den obersten Stock.

Als er an die Tür klopfte, schwitzte er und atmete schwer. Doch diese Willensprobe hatte sich bisher jedes Mal gelohnt.

»*Bonsoir, mon Petit*«, begrüßte ihn die melodisch-trällernde Stimme, die ihm im Geiste auch die Nachricht im Scotland Yard vorgelesen hatte.

»Renée.« Er nahm seinen Hut ab, den sie ihm sogleich entzog und auf den Kleiderständer hängte.

Mit ihren feingliedrigen Fingern massierte sie ihm den Nacken und löste bereits die ersten Verspannungen, als sie ihm den Mantel von den Schultern strich, welcher sich zu seinem Hut gesellte. Dann drehte Renée ihren Besucher zu sich herum und kniete sich hin.

Sie legte ihre Lippen auf die schmale Linie inmitten seines Bartes und umhüllte ihn mit dem Duft von Lavendel, Fabrikruß und klarer Suppe.

Angetan brummte Duane.

Renée lehnte sich etwas zurück und sah ihn an. Der hübsche kleine Leberfleck oberhalb ihres linken Mundwinkels wurde von einem sanften Lächeln angehoben und lenkte von den ersten Falten ab, die zu denen um ihre Augen passten.

Diese waren gerötet vom Staub in der Fabrik, und einzelne silberne Fäden mischten sich bereits unter die schwarzen Haare, die Duane locker hochgesteckt in ihrem Nacken fand.

Sein Blick glitt über ihre elfenbeinfarbene Haut, deren Teint im Licht, das von der Straße her durchs Fenster fiel, fahl wirkte. Doch ihr Augenaufschlag zeugte von ungebrochener Eleganz.

Renée verband Sinnlichkeit mit Reife, und Duane genoss ihren Anblick jedes Mal aufs Neue – ebenso sehr, wie er ihn hasste. Zeit und Fabrikarbeit zeichneten seine einige Jahre ältere Freundin langsam, aber fortschreitend, und er verdiente nicht genug, noch nicht, um ihr dieses Schicksal zu ersparen.

Sie ließ von ihm ab, als er sichtbar in Gedanken versank, stand auf und verschwand in dem offenen Durchgang zum kleinen Esszimmer mit Kochnische. »Na, wie war dein Tag, *mon Petit*?«, fragte sie im Gehen, und ihr französischer Akzent ließ jedes Wort hinter ihr herschweben wie eine Feder.

»Nicht besonders.« Duane entledigte sich seiner Schlüssel, Dienstmarke und seines Gürtels, die er allesamt auf den ihnen angestammten Platz auf der Kommode im Eingangsbereich legte.

»Warum, ist etwas vorgefallen?«

»Einige Bauern und Großgrundbesitzer protestieren gegen die Abschaffung der Getreidezölle. Sie fürchten um ihre Erträge, wenn die Konkurrenz billig aus dem Ausland importieren darf.« Duane trat vor den Spiegel. Seine tiefliegenden grünen Augen wurden von dunklen Ringen betont, und die Falte zwischen seinen Brauen bohrte sich wie ein Abgrund immer tiefer in seine Stirn.

»Und dabei wurde randaliert?«

»Erst nicht. Bis die Hungernden Wind davon gekriegt haben. Dann hat es nicht mehr lange gedauert, kannst du dir ja vorstellen. Erst ein paar hitzige Streitereien, ein paar Ausdrücke, die ich dir nicht zumuten will … und irgendwann haben einige ihren Standpunkt etwas handfester verdeutlicht und ihn als hübsches Andenken in die Fresse des Gegners gehämmert.« In dem Versuch, die Bilder des heutigen Tages aus seinem Gedächtnis zu wischen, rieb Duane über seine ausgelaugten Züge.

Geschirr klapperte im Nebenraum. »Musstest du jemanden verhaften?«

»Jede Menge. Die meisten sind aber schon wieder auf freiem Fuß. Einige verbringen die Nacht in der Zelle und dürfen morgen raus.«

»Und wer hat recht?«

Duane seufzte. »Ich verstehe beide Seiten. Nur die Gewalt nicht, mit der sie glauben, sich um eine Lösung zu prügeln.«

»Tut mir leid, dass du so einen harten Tag hattest, *mon Petit*.«

»Ach was.« Endlich folgte Duane seiner Geliebten in die Küche. »Je mehr Verhaftungen, desto schneller wird der Commissioner hoffentlich mein Potenzial erkennen und mich befördern.« Er lehnte sich mit dem Rücken an den Türrahmen und verschränkte die Arme vor der Brust.

»Ich würde mich so für dich freuen.« Renée löschte die kleine Flamme am Herd, die das Abendessen für ihn warm hielt, und drehte sich zu Duane um. »Nun, *mon Petit* …« Sie strich ihm durch das goldene Wuschelhaar, das ihm ohrenlang zu allen Seiten ins Gesicht fiel. »Möchtest du erst das Hauptgericht?« Lasziv lehnte sie sich neben dem Herd an die Anrichte und zog an dem Band um ihre Taille. Der dünne Morgenmantel löste sich, und darunter kam

ein eng geschnürtes schwarzes Korsett mit violetter Spitze zum Vorschein. »Oder möchtest du das Dessert vorziehen?«, raunte sie verführerisch.

Duane trat näher an sie heran und liebäugelte mit ihrem Busen, den das Korsett für ihn auf Augenhöhe presste. »Dein Sohn ist weg?«

»Wir haben die Wohnung für uns allein«, bestätigte Renée.

Duane grinste, legte die Hände auf ihre Hüften und sah zu ihren lustvoll geweiteten Augen hoch. »Gibt es einen besonderen Anlass, warum du mich heute herbestellt hast? Ich wäre am Freitag ohnehin gekommen.«

Renée stellte einen Fuß auf die Zehen und drehte einladend das Knie zur Seite. »Ich hatte gehofft, du kommst heute noch.«

Er fuhr ihren Schenkel entlang, hoch zu dem zarten cremefarbenen Beinkleid, und schlüpfte mit den Fingern darunter. Sie erwartete ihn bereits. »O Renée«, brummte er lang gezogen, und die aufsteigende Erregung ließ seine Stimme brüchig werden, »dann wirst du heute mein Hauptgericht sein.«

* * *

Renée kuschelte sich in Duanes Armbeuge. Ihre Finger ließ sie spielerisch seinen Oberkörper entlangspazieren. Dazwischen hielt sie immer wieder inne und streichelte ihn entweder oder zwirbelte seine Brusthaare. Ihre Hände waren rau und die Fingerkuppen zerstochen von der Arbeit als Näherin in der Hutfabrik zwei Straßen weiter.

Duane beobachtete ihr Spiel mit wachsendem Interesse. Nach einer Weile holte er Luft, um sie zu fragen, was sie beschäftigte, hielt sich jedoch zurück, als sie sich räusperte.

Renée rutschte ein Stück zur Seite und sah ihn mit ihren dunklen Rehaugen an. »Weißt du, Duane, als du vorhin gefragt hast, ob es einen speziellen Anlass gäbe …«

»Da hast du nicht geantwortet.« Duane lächelte unbekümmert und zufrieden. »Willst du es mir nun verraten?«

»Es ist so, ich …« Sie zupfte erneut an den Haaren auf seiner Brust. »Ich muss dir etwas sagen. Aber ich bin noch nicht hundertprozentig sicher, ob es tatsächlich so ist. Es ist möglich, dass es auch nur den Anschein hat. Trotzdem finde ich, du solltest es wissen.«

»Gut? Jetzt bin ich neugierig.« Behutsam zog Duane seinen Arm unter ihrem Kopf hervor und stützte sich auf dem Ellbogen ab. »Erzähl's mir.«

Renée tat es ihm gleich und berührte seine Hand, die nun locker zwischen ihnen ruhte. »Duane, *mon Petit*. Ich …« Ihr Blick sprang von seinen Augen zu seinen Fingern und zurück. Sie sog die Lippen ein, ehe sie die Lider schloss und ihren Mund öffnete. »Ich glaube, ich bin schwanger.« Mit dem letzten Wort wechselte die Verunsicherung in ihrem Gesicht zu Angst.

Angst vor seiner Reaktion. Angst vor der Zukunft. Angst vor einem Fehler, den sie in ihrer Jugend schon einmal begangen hatte.

Doch Duanes Mimik erhellte sich. Seine Mundwinkel schossen nach oben, und ein unsteter Glanz trat in seine Augen. Wahre Freude zeichnete sich auf seinen Zügen ab.

Dann aber froren sie ein, und Renée lief eine Gänsehaut über den Rücken. Er schien plötzlich durch sie hindurchzusehen.

Eine Sekunde lang hatte das Glück angehalten. Doch Renées Konturen verschwammen vor Duanes Augen, und er sah seine Mutter vor sich.

»Du bist sein Sohn«, bläute sie ihm nachdrücklich ein.

Er hatte draußen, auf der Veranda vor dem Haus gesessen, gemeinsam mit Alfred. Hatte geweint und auf seine aufgeschürften Knie gestarrt, die so viel kleiner waren als die seines großen Bruders, obwohl sie gerade einmal elf Monate voneinander trennten.

Duane war in den Garten geflüchtet, nachdem sein Vater ihn wieder irgendeiner Dummheit bezichtigt hatte, die er und Alfred gemeinsam beim Spielen begangen hatten.

Er erinnerte sich noch an die Schläge des Gürtels, mit denen sein Vater ihn daraufhin gezüchtigt hatte.

Nur ihn. Duanes Bruder hatte er verschont, obwohl dieser ihn regelrecht anflehte, genauso bestraft zu werden, weil er doch ebenso schuld war.

Aber der Vater wollte nichts davon wissen. Er brüllte, dass Alfred gefälligst die Klappe halten solle. Duane sei nicht sein Sohn. Das demonstriere er jeden Tag aufs Neue. Dass Alfred Großmut bewies, indem er die Strafe auf sich nehmen wolle, zeige das bloß noch deutlicher, denn Duane fehle diese Eigenschaft der Langden-Männer zur Gänze.

»Stimmt das, Mutter?«, hatte er sie schließlich gefragt, als sie nach draußen zu ihren Jungs geeilt war. »Bin ich wirklich nicht sein Sohn?«

»Doch, Duane«, hatte sie geantwortet und sein Gesicht in beide Hände genommen. »Du bist sein Sohn.« Sie hatte ihm tief in die Augen gesehen.

Und ob sie die nachfolgenden Worte tatsächlich so betont hatte oder seine Erinnerung ihn täuschte, konnte er nicht mehr mit Sicherheit sagen.

*Doch sie setzte nach: »*Du *bist es.« Und ihm war, als hätte sie ihm damit ein Geheimnis anvertraut. »Aber leider ist dein Vater engstirnig und stur. Deshalb musst du es ihm erst beweisen. Und das wirst du auch.« Es war weniger eine Forderung als eine Bekundung ihres Vertrauens in seine Fähigkeiten gewesen.*

Duane wusste, was das bedeutete. Er musste einen bedeutenden Berufsweg einschlagen, die Karriereleiter hochklettern, am besten ganz nach oben. Er würde das Musterexemplar eines Sohnes werden müssen und eine Frau heiraten, die jung, schön, wohlerzogen, gebildet und von akzeptablem Stand war. Eine, die die Augen seines Vaters zum Glänzen brächte, wenn er sie

ihm eines Tages vorstellte. Eine, die ihm so perfekte Enkelkinder gebären würde, dass er gar nicht anders könnte, als sich für diese verantwortlich zu fühlen – mit allem, was er hatte.

Duane presste die Lider zusammen.

Als er sie wieder öffnete, fehlte nicht bloß jedes Anzeichen von Freude in seinem Gesichtsausdruck, sondern auch jegliche Zuneigung. Das sonst so warme Grün seiner Augen wirkte plötzlich kühl, und die Falte zwischen seinen Brauen zog erneut einen tiefen Graben.

Renée gefror bei seinem Anblick das Blut in den Adern.

»Ich kann nicht der Vater sein«, antwortete Duane schließlich langsam und ohne jegliche Emotion.

»Wie meinst du das, du kannst nicht? Du *bist* der Vater. Ich hatte neben dir nie einen anderen!« Aufgebracht setzte sich Renée auf, wobei die Decke von ihren Brüsten rutschte.

Duane blickte von ihrem Busen hinauf zu ihren Augen, und es schien ihn nicht die geringste Überwindung zu kosten. »Du hast mich nicht richtig verstanden. Ich mag der Erzeuger sein, ich will dir da gar nichts unterstellen. Aber ich kann nicht der Vater sein.«

Vollkommen verständnislos sah Renée ihn an, woraufhin Duane den Blickkontakt abbrach und aufstand. Während sie ihm zusah, wie er seine Sachen nahm und sich anzog, begann sie zu frösteln.

Sie griff nach der Decke und versteckte ihre vor innerer Kälte nun steinharte Blöße vor ihm. Fühlte sich plötzlich nackt in seiner Gegenwart, als wäre er ein Fremder. »Wohin gehst du jetzt?«, fragte sie dennoch und hasste es, dass die Unsicherheit in ihrer Stimme unüberhörbar war.

Duane knöpfte sein Hemd zu. Dann trat er noch einmal ans Bett und blieb am Fußende stehen. Er griff in seine Hosentasche und holte sämtliche Münzen daraus hervor, die er bei sich hatte. »Hier«, sagte er, als er sie vor Renée auf die Matratze legte. »Das ist alles, was ich habe. Damit ist meine Schuld dir gegenüber beglichen.«

Renée ahnte, was er meinte, und Tränen traten in ihre Augen. Doch sie wollte es von ihm hören. »Was zur Hölle soll ich damit?«

Duane hielt seinen Blick auf das Geld gerichtet, als er antwortete. »Kauf dir damit eines dieser Wundermittel. Geh zu einem Chirurgen. Oder finde irgendjemand anderen, der es tut. Einen Veterinär oder meinetwegen einen Barbier. Oben in der Fleet Street soll es einen geben, der vor solchen Angelegenheiten nicht zurückscheut. Aber das kann auch ein haltloses Gerücht sein, es liegen noch keine Beweise vor.«

Die erste Träne kullerte über Renées Wange. »Sag mal, bist du verrückt geworden?!«, schrie sie ihn an und kniete sich auf die Matratze. »Ich könnte bei dem Versuch sterben! Ist dir das völlig egal?«

Duane hob den Blick. »Dann behalte das Kind, sollte es denn wirklich eines geben. Nimm das Geld und kauf davon all die Dinge, die du brauchst, um es großzuziehen.«

»*Mon Petit.*« Renée sah ihn an, als stünde er nicht aufrecht vor ihr, sondern läge tot am Boden. »Was ist bloß in dich gefahren? Ich erkenne dich nicht wieder.«

»Die Erkenntnis, dass diese Liaison schon viel zu lange anhält. Ich habe mein Ziel aus den Augen verloren.«

Renée sank zurück und schlug sich eine Hand vors Gesicht, während sie den anderen Arm um ihre Mitte schlang. »Warum nur sprichst du andauernd in Rätseln? Ich verstehe dich nicht.«

»Du bist nicht die Frau, die ich meinen Eltern vorstellen kann«, erklärte Duane nachdrücklicher.

»Ach? Zum Ficken hat es gereicht, aber zum Heiraten bin ich nicht vornehm genug? Oder wie? Ist es das, was du mir sagen willst?« Renée griff in die zerwühlten Laken hinter sich. »Wie konnte ich mich so in dir täuschen?!« Mit dem ersten Kissen, das sie zu fassen bekam, schleuderte sie ihm die Wut über ihre eigene Gutgläubigkeit entgegen. »Wie konnte ich glauben, ein feiner Pinkel wie du würde mich lieben?« Sie machte das nächste Kissen zum Geschoss. »Wie konnte ich so dämlich sein und mich darüber freuen, vielleicht dein Kind zu erwarten?« Sie schleuderte das letzte Kissen.

»Das frage ich mich allerdings auch«, konterte Duane und steuerte nun um das Bett herum auf sie zu.

Mangels weiterer Wurfkissen wollte sie mit bloßen Händen auf ihn einprügeln, sobald er in Reichweite kam. Aber Duane packte ihre Handgelenke, und unter seiner Berührung versiegte Renées brennende Wut zu schwelender Bitterkeit. Sie wandte sich ab, damit er nicht sah, wie sie weinte.

»Hast du denn gar keine Angst, dass es so werden könnte wie ich?«, redete Duane auf ihren Haaransatz ein, und es sollte wie ein Vorwurf klingen. Doch auch seine Stimme vibrierte vor Kummer.

Renée sah ihn an, tief in seine grünen Augen, und erkannte ein letztes Aufflackern von Wärme darin. Dieses Mal verstand sie genau, was er meinte. Aber sie hasste ihn noch nicht genug, um darauf einzugehen. »Du meinst, ein selbstgefälliges, falsches Arschloch?«, spie sie unter dem ungebrochenen Fluss ihrer Tränen aus.

Duane beugte sich vor und war froh, dass er ihre Handgelenke noch nicht losgelassen hatte, als sie versuchte, sich zu wehren. Trotz all ihres Widerstandes drückte er einen Kuss auf ihre salzige Stirn, der zu lange andauerte, um bloß eine gefühllose Geste zu sein.

Renée gab ihre abwehrende Haltung auf. »*Merde, mon Petit*«, schimpfte sie kraftlos, »du machst mich zu deiner Hure.«

»Pass auf dich auf, Renée«, flüsterte Duane, und sie schloss die Augen.

Renée spürte, wie er die Finger von ihr löste, und vernahm seine Schritte, die sich immer weiter entfernten. Sie konnte jedes Geräusch zuordnen, das er verursachte, als er nacheinander seine Sachen im Vorzimmer nahm.

Und als er leise die Tür hinter sich ins Schloss zog, war sie sicher, zu hören, wie etwas zersprang.

1. Traum in Weiß

Samstag, 15. November 1873
Elf Wochen nach dem Brand

Die Kirchenorgel setzte ein, und Duanes Herzschlag beschleunigte sich augenblicklich.

Das vertraute Scharren von Schuhen auf dem Steinboden und das Knarzen der Bänke hallte von den Wänden wider. Schon oft hatte er diese Geräusche gehört, sich zu diesem Zeitpunkt hingesetzt und auf die einschläfernde Predigt eines Paters gewartet. Nun vor ihm stehen zu bleiben, war seltsam.

Er spürte, wie sich alle Blicke auf ihn richteten. Doch bis zum Eintreffen der Braut würde er sich daran gewöhnen müssen. Denn heute war er der Bräutigam.

Das erwartete Klappern von Stöckelschuhen setzte ein und mischte sich in den Takt der Orgelmusik.

Sämtliche Köpfe wandten sich, um die Braut zu sehen. Wohlwollendes Getuschel setzte ein. Und auch er konnte die Augen nicht mehr abwenden, sobald er sie einmal erblickt hatte.

An der Hand des Mannes, der ihr von allen Anwesenden am nächsten stand, schritt sie auf ihn zu. Ihr Haar war kunstvoll hochgesteckt, ihre Augen und Lippen unaufdringlich betont und ihr Körper in einen schlichten Traum von Weiß gehüllt.

Sie wirkte entschlossen, aber nervös. Er konnte es ihr nicht verdenken. Auch sein Herz hämmerte bis zum Hals, und seine Hände schwitzten.

Der Mann an ihrer Seite führte sie an den wenigen Sitzreihen der kleinen Kapelle vorbei nach vorn und küsste sie auf die Stirn, bevor er sich setzte.

Die Hochzeit fand im engsten Kreis der Familie statt, und so waren nur die vordersten Reihen lückenhaft gefüllt.

Die Aufmerksamkeit seines großen Bruders Alfred, seiner Schwägerin Clara, ihrer zwei Kinder und der Belegschaft seines Elternhauses teilte sich nun auf sie beide und den Pater auf.

Duane sah voller Bewunderung zu seiner jungen Braut auf. Ihr bezaubernder Anblick lenkte ihn einen Moment von seinen sich schnell nähernden Problemen ab. »Du bist wunderschön.«

»Danke.« Sie sah an sich hinunter und dann zu ihm. »Du siehst auch gut aus.«

Er hatte das Gefühl, dass sie es ernst meinte. Er hoffte es. Denn er hatte sich alle Mühe gegeben, seine widerspenstigen Locken in etwas zu zwingen, das sich eine angemessene Frisur nennen ließ, um die Wirkung des detailliert verzierten Anzugs, den er trug, nicht zu zerstören.

»Wir haben uns heute hier versammelt, um …« Die ersten Worte des Paters hallten durch die Kapelle und wurden von Duanes steigendem Puls in seinen Ohren übertönt.

Er war seinem Ziel so nah. Nur noch Minuten, bis er seiner Braut den Ring an den Finger stecken durfte, mit dem er ihr beider Schicksal besiegelte.

Sie war die Frau, die alles mitbrachte, was er vor Jahren vergeblich bei Renée gesucht hatte. Jugend, stilvolle Schönheit, eine gute Erziehung, Bildung und tadellose Manieren. Ein liebevolles Wesen, das er nach seinen Bedürfnissen formen konnte, und die Gabe, ein Kind zu gebären, das seinen Makel nicht teilen würde. Sie war die Frau, die er zu gern seinem Vater vorgestellt hätte, als er noch am Leben gewesen war.

Die Genugtuung, die er ihm gegenüber dennoch empfand, brachte Duane innerlich zum Grinsen. Sein alter Herr hatte ihn wegen seiner körperlichen Unzulänglichkeit verachtet. Dass sein zweitgeborener, fehlerhafter Sohn jemals eine Frau wie diese zu der seinen machen würde, hatte er stets abgestritten.

Er hatte keine Zweifel gelassen an seinen Ansichten hinsichtlich von Duane gezeugter Enkel. Und aufgrund seines vorhergesehenen Mangels an Frau und Kindern hatte er ihn aus seinem Testament ausgeschlossen – *um das Familienerbe nicht an einen verdorrten Ast des Stammbaums zu verschwenden*.

Das Familienanwesen inklusive aller Ländereien und des gesamten Vermögens hatte er einzig und allein Duanes Bruder Alfred vermacht. Dem Erstgeborenen, der nie etwas falsch machen konnte, nicht einmal, wenn er wegen seiner Liebe zu Büchern an manchen Tagen mit leerem Magen durch das Londoner East End zog. *Oder eine Hure heiratet und sie unserem Vater als Frau von Stand verkauft*, dachte Duane und warf einen Blick über die Schulter zu seiner Schwägerin.

Ja, dieses Geheimnis hatte er erst vor Kurzem gelüftet. Und für sein Schweigen dem Rest der Familie gegenüber hatte er einen Gefallen verlangt, der ihm auch heute noch ein Lächeln auf die Lippen trieb.

Sieh mich nicht so an, liebe Schwägerin, forderte Duane im Stillen, als Clara seinem Blick begegnete und wieder damit anfing, über ihren ohnehin schon roten Handrücken zu kratzen. *Wir haben gemeinsam eine Erinnerung fürs Leben geschaffen*.

Seine stumme Unterhaltung mit Clara wurde unterbrochen vom Geräusch der Pforte, die sich öffnete.

Hindurch trat, im Gegenlicht nur als Silhouette erkennbar, ein in einen Mantel gehüllter Mann. Er schien nicht besonders groß oder breit gebaut, und Duane überkam ein ungutes Gefühl.

Der Unbekannte beachtete keinen der Anwesenden und nahm ungefragt in der letzten Reihe Platz – dort, wo die Buntglasfenster am wenigsten Licht streuten.

Die Köpfe der anderen drehten sich wieder nach vorn, doch Duane beobachtete ihn einen Moment länger.

Die Art, wie er seine Finger bewegte, als er Hut und Kragen tiefer ins Gesicht zog, kam ihm allzu vertraut vor. Sein Magen verkrampfte, während sich in seiner Brust dennoch ein Gefühl von Wärme ausbreitete.

Etwas veranlasste den Pater, die Zeremonie einen Augenblick zu unterbrechen. Leises Getuschel, das Duane nur am Rande seines Bewusstseins wahrnahm.

Seine Braut ging in die Hocke und huschte dann für einen Moment zu ihrem Brautführer hinüber, bevor sie an Duanes Seite zurückkehrte.

Doch seine Aufmerksamkeit blieb an dem ungeladenen Gast hängen.

Er besaß die Dreistigkeit, aufzusehen und seine dunklen Augen direkt auf Duane zu richten, als wollte er geradezu, dass er ihn erkannte.

Verwundert hob der Bräutigam die Brauen. Konnte es sein, dass es tatsächlich der war, den er vermutete? Wie konnte er dann so still dort hinten sitzen bleiben? Wie konnte er bloß zusehen, während er das Schlimmste von ihm annehmen musste?

Nein, es war unwahrscheinlich. Vermutlich nur ein neugieriger Nachbar, der zufällig Wind von der Hochzeit bekommen hatte, zu der er nicht eingeladen war.

Die Zeremonie wurde fortgesetzt, und Duane richtete seinen Blick wieder nach vorn. Irgendjemand hatte Blumen auf den ansonsten ungeschmückten Altar gestellt. Wer immer es gewesen sein mochte, Duane dankte ihm.

Die Hochzeit fand überstürzt statt, Zeit für Dekorationen und Belanglosigkeiten war keine geblieben. Auch wenn seine Braut es anders verdient hätte.

Aus dem Augenwinkel beobachtete er, wie sie an etwas in ihrer Hand herumfummelte. Er sah nicht genau, was es war, doch es schien ihre volle Aufmerksamkeit zu beanspruchen.

Er hörte, wie sie atmete, und drehte dann leicht den Kopf zu ihr.

Sie wandte sich gerade um und sah zu dem fremden Mann hinten in der Kapelle. Hatte dieser ihr etwas gegeben? Aber sie waren sich zu keinem Zeitpunkt nahe gekommen.

Als sie sich wieder dem Altar zuwandte, standen Tränen in ihren Augen.

Der plötzliche Klang seines Namens aus dem Mund des Paters lenkte ihn jedoch von der Frage ab, was sie wohl in der Hand halten mochte.

»Duane Alexander Langden, möchtet Ihr die hier anwesende Luisa Wood zu Eurer rechtmäßig angetrauten Ehefrau nehmen, sie lieben und ehren, bis dass der Tod Euch scheidet?«

Dies war der Moment, auf den er so lange gewartet hatte. Der Beginn seiner eigenen, innerfamiliären Revolution, mit der er alles zurückholen würde, was sein Vater ihm genommen hatte – und noch mehr.

Er hätte nicht entschlossener sein können, als er antwortete.

»Ja, ich will.«